



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Kaiser hat während seines Aufenthalts in Süddeutschland seine hohe Befriedigung über den Verlauf der italienischen Reise wiederholt auf das bestimmteste geäußert und besonders mit warmem Danke der außerordentlich lebhaften Sympathiebezeugungen gedacht, die die Bevölkerung ihm allerorten, wohin er den Fuß gesetzt hatte, dargebracht hat. Nicht minder aber der wunderbaren Reize der Landschaft, zumal des ihm bisher unbekannt gewesenen Apuliens. Der daran geknüppte Wunsch des Kaisers, die deutschen Italiensfahrer sollten sich mehr Apulien zuwenden, das in Deutschland viel zu wenig bekannt und gewürdigt sei, obwohl neben den hohen landschaftlichen Schönheiten die Erinnerungen aus der Zeit der Stauer reichen Anreiz böten — wird zweifellos nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein. Der Abschiedsgruß des Kaisers aus Venedig an König Viktor Emanuel spiegelt die tiefen Eindrücke wider, die der Kaiser und die kaiserliche Familie von ihrem diesmaligen Besuche Italiens mit in die deutsche Heimat genommen haben. Es dürfte nicht oft vorkommen, daß ein fremder Souverän in dem Lande eines ihm befreundeten mächtigen Herrschers wochenlang von Ort zu Ort reist und überall neben einem freudigen offiziellen Empfang den enthusiastischen Begrüßungen der Bevölkerungen begegnet. Aber die wunderbaren landschaftlichen Schönheiten Italiens erlauben ebenso wie die Norwegens den mehrwöchigen Aufenthalt auch eines gekrönten Touristen, ohne daß irgendein politischer Hintergrund damit verbunden wäre. Gesehlt hat freilich diesmal auch ein solcher nicht; das hat die Neapler Begegnung mit den dort gewechselten Trinksprüchen deutlich genug gezeigt, und die Schlußworte des kaiserlichen Abschiedsgrußes haben noch einmal deutlich daran erinnert. — Die internationale Lage war in dem Augenblick der Heimkehr des Kaisers nicht freundlich. Weniger durch die marokkanische Ungelegenheit, die durch den Beitritt Italiens und anderer Mächte zu dem Standpunkt, den Deutschland einnimmt, sogar eher ein erfreulicheres Aussehen für uns erhalten hätte, wenn sich nicht zu dem Umstande, daß alle Differenzen Deutschlands mit Frankreich über Nacht eine ernste Wendung nehmen können, die auffällige Gehässigkeit eines Teils der englischen Presse immer unverhöhnler gesellt hätte. Man fragt vergebens, welches Interesse England daran hat, die vorhandnen Funken zur Flamme anzublafen. Diese Unfreundlichkeit sticht überdem grell genug von der Haltung ab, die die englische Presse trotz allem Lärmen der japanischen Zeitungen gegenüber der Neutralität einnimmt, die Frankreich der russischen Flotte in Ostasien erweist. In dieser Hinsicht sind freilich die Berechnungen Englands klar. Entweder wird die russische Flotte von den Japanern geschlagen, dann kommt sie für eine Reihe von Jahren nicht mehr in Betracht. Oder die Russen sind zur See siegreich, dann wird das keine Konsequenzen haben, und Japan wird gezwungen sein, sich noch enger an England anzuschließen. Auf alle Fälle will die englische Politik Frankreich nicht in die Notlage bringen, zwischen Rußland und England optieren zu müssen. Deshalb sieht man englischerseits ruhig zu, wie sich die asiatischen Häfen Frankreichs der baltischen Flotte öffnen. Auch ist schwerlich anzunehmen, daß der englischen Politik ein allzu siegreiches Japan sehr erwünscht wäre. Bekanntlich geht der Wunsch Englands dahin, das Bündnis mit Japan in geeigneter Form zu erneuern. Je bündnisbedürftiger Japan dann ist — und nach einem russischen Seesiege würde das sicherlich der Fall sein —, desto mehr bessert sich Englands Stellung bei der Erneuerung der Bündnisverhandlungen.

Inzwischen hat uns der britische Admiral Fitzgérald, obendrein in einer deutschen Monatschrift, schwarz auf weiß bescheinigt, daß er in der deutschen Flotte den Hannibal ante portas sieht und eine weitere Vermehrung der deutschen Flotte, „sodas sie mehr oder minder auf den Fuß der Ebenbürtigkeit mit England kommt,“ als eine Bedrohung der Oberherrlichkeit Englands zur See ansehen würde, die für Englands Existenz als unabhängige Nation notwendig sei. Nun ist seit dem Tilfiter Frieden, wo Napoleon Preußen vorschrieb, nicht mehr als 42000 Mann

unter den Waffen zu halten, ein solches Ansinnen an eine Nation, die ebenfogut wie England eine europäische Großmacht ist, nicht mehr gestellt worden. Admiral Fitzgerald hat kein Kommando in der britischen Marine mehr, und wir haben zu Ende der achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre schärfere Kriegsdrohungen und eine noch herausforderndere Sprache gegen Deutschland von aktiven russischen Generalen — man denke an Skobelev — gelesen. Ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland ist trotz diesen Radamontaden nicht zum Ausbruch gekommen, im Gegenteil, die Beziehungen beider Länder sind wieder recht intim geworden, und so wird hoffentlich auch Admiral Fitzgerald mit seiner leichtfertigen Publikation die Kriegsflamme nicht anblasen. Daß er als Soldat auf dem Standpunkt steht, lieber einen Krieg vom Zaune zu brechen als zu warten, bis der mutmaßliche Gegner völlig gerüstet ist, wollen wir ihm weiter nicht übel nehmen. Wollte und andre unsrer hohen Militärs haben wiederholt denselben Standpunkt eingenommen, das liegt im Beruf und gehört dazu. Aber Bismarck hat sich bekanntlich mit der Weisheit des ruhig abwägenden, überlegnen Staatsmannes gegen jeden Präventivkrieg ausgesprochen, und da Admiral Fitzgerald ja auch den Fürsten Bismarck als Autorität anruft, so wird er sich vielleicht auch der staatsmännischen Einsicht unsers ersten Kanzlers in dieser Hinsicht fügen. Wenn den Engländern die deutsche Flotte unbequem ist, was man ihnen ohne weiteres glauben kann, so ergibt sich daraus doch noch keine Notwendigkeit, sie bekämpfen zu müssen. Es würde England sehr wenig Mühe kosten, Deutschland, wenn nicht zum Bundesgenossen, so doch zum intimen Freunde zu haben. Eine kluge englische Staatsleitung sollte also zusehen, daß die fortgesetzten Gehässigkeiten in der englischen Presse gegen Deutschland, gegen den Kaiser, den Reichskanzler, die Flotte usw. in der deutschen Nation nicht schließlich ein Gefühl der Unerböhnlichkeit wachrufen, das hinterher nicht so leicht zu besänftigen sein dürfte. Vor englischen Drohungen fürchten wir uns nicht, und wenn es die Drohungen einer französisch-englischen Allianz sein sollten — erst recht nicht. Die Geschichte ist über Boulanger und Skobelev zur Tagesordnung übergegangen, sie wird auch dadurch, daß sich Admiral Fitzgerald seinen Ärger „vom Halbe schreibt,“ wie Goethe sagen würde, nicht aus ihren Bahnen geworfen werden. Seine Argumentationen beruhen alle auf „Wenn“ und auf „Aber,“ sie haben ihren schwächsten Punkt in dem Vorwurfe, den er Deutschland macht, durch die Besetzung von Kiautschou „einen Länderraub an einer befreundeten Macht“ begangen zu haben. Deutschland besitzt Kiautschou auf Grund eines mit China abgeschlossenen regelrechten Pachtvertrags und steht dort mindestens mit demselben, wenn nicht mit besserem Rechte als die Engländer in Hongkong, in Cypern, in Ägypten und an vielen andern Punkten der Erde.

Wollte man Englands Positionen außerhalb des Vereinigten Königreichs an der Hand des „Rechts,“ kraft dessen sich England dort befindet, untersuchen, so würden weitaus die meisten Rechtstitel wohl noch viel weniger haltbar sein als der deutsche Rechtstitel für Kiautschou. England bedarf gar keiner Flotte, um sich gegen Deutschland zu sichern, sondern es ist ihm nur fair play und Loyalität in seiner Politik nötig. So lange diese aber darin besteht, uns mit allen Mächten, ob groß oder klein, zu verheßen und uns überall Schwierigkeiten in den Weg zu legen, so lange wird in Deutschland die Ansicht herrschen, daß wir allen Grund haben, gegen England auf der Hut zu sein, und daß wir deshalb nicht nur so viel Kriegsschiffe bauen werden, wie England oder der Admiral Fitzgerald uns erlauben will, sondern so viel wie wir für nötig halten und bezahlen können. Weit bedrohlicher für England könnte eines Tages die amerikanische Marine werden, deren Vergrößerung mit dem ausgesprochenen Hinweise auf England geschieht, indem Amerika zugleich das Supremat auf dem Stillen Ozean in Anspruch nimmt. Wie steht es denn tatsächlich mit der „Oberherrlichkeit zur See,“ die Admiral Fitzgerald als Existenznotwendigkeit für Großbritannien bezeichnet, und die heute schon sowohl auf dem Atlantischen wie im Pazifischen Ozean nicht mehr vorhanden ist oder jedenfalls stark bestritten ist? In den amerikanischen Gewässern ist von der

brittischen Oberherrlichkeit keine Rede mehr, und in längstens zehn Jahren wird es — ohne irgendwelche Beteiligung Deutschlands — auch auf andern Meeren nicht mehr der Fall sein; den „Existenzkampf“ wird England dann schwerlich gegen Deutschland zu führen haben.

Während Admiral Fitzgerald die deutsche Flotte als Hannibal ante portas anschreit, kommt die Army and Navy Gazette, ein Blatt, dem auf Grund seines Titels in Deutschland die Ehre einer großen Überschätzung zuteil wird, während es in der Hauptsache ein Organ für verabschiedete Offiziere ist, und nennt die deutsche Flotte ein mechanisches Spielzeug und kritisiert sie so absprechend wie möglich. Unfre Marineautoritäten sind von jeder Überhebung weit entfernt. Sie kennen die Mängel jeder unsrer Schiffsklassen ganz genau und sind von einer Division zur andern bemüht, sie zu bessern. Sie haben sich über die Überschätzung, mit der man in England die deutsche Flotte bisher zu beurteilen beliebte, zur Genüge gewundert und werden nun die Kritiken, wie die der Army and Navy Gazette, um so ruhiger ertragen können, sowohl was das Material als was die Offiziere und die Mannschaften anlangt. Daß die Mannschaften, auch wenn sie ihrer Führer beraubt sind, dem Feinde noch recht gefährlich zu werden verstehen, haben die Schlachtfelder des französischen Krieges zur Genüge bewiesen, und als Admiral Seymour im Augenblicke der höchsten Gefahr sein historisches *The Germans at the head*, „die Deutschen an die Spitze!“ rief, muß er von diesen doch eine andre Meinung gehabt haben als die Herren am Redaktionstintensaß der Army and Navy Gazette. Und sollte es so ganz ausgeschlossen sein, daß ein englischer Feldherr im Laufe der nächsten Jahrzehnte wieder in die Lage käme, den Ruf Wellingtons vom Mittag des 18. Juni 1815 zu wiederholen: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen“? Sie kamen trotz allen Schwierigkeiten, und ihnen dankte das englische Heer seine Rettung. Das heißt, gedankt hat es ihnen nicht, es war auch weiter nicht nötig. Aber wo es solche Erinnerungen gibt, steht es englischen Seeoffizieren, und steht es der englischen Presse schlecht an, Deutschland bald von ehrgeiziger Bedrohung Großbritanniens erfüllt, bald als einen unbedeutenden Machtkonkurrenten hinzustellen. Wir halten König Eduard aber für weiser als die Staatskunst seiner Minister, die, wie die Franzosen auf die *Trouée des Vosges*, auf die Nordsee starren und Pläne gegen Deutschland schmieden aus keinem andern Grunde, als daß sie sich vor einer deutschen Zukunftsflotte fürchten, die doch nie die Stärke der englischen erreichen kann!

In dieselbe Kategorie gehört eine Äußerung Chamberlains in der Unterhausung vom 3. dieses Monats, als er bei Beratung der Fremdenbill erklärte, von dieser Bill, die den Zugang der niedern ausländischen Arbeiterklasse fernhalte, sei nur ein kleiner Schritt zu einer andern Bill, die er in nicht allzu langer Zeit eingeführt zu sehen hoffe, „um die Einfuhr der von diesen Leuten angefertigten Waren zu verhindern.“ Das richtet sich also nicht gegen die polnischen Juden, sondern gegen deutsche Arbeiter und deutsche Arbeit. In andrer Hinsicht charakteristisch ist auch die Äußerung des Premierministers Balfour: „Wir haben uneingeschränkt die Berechtigung, darüber zu entscheiden, unter welchen Bedingungen wir Bürger andrer Nationen zur Teilnahme an den Fortschritten unsrer Zivilisation zulassen wollen oder nicht.“ In diesen Worten liegt wohl die stärkste Rechtfertigung der preußischen Fremdenpolizei bei Ausweisung der Herren Mandelstamm und Silberfarb. Vielleicht kommt da auch der Vorwärts von seiner unerschütterlichen Bewunderung der englischen Politik und des „freien“ Englands zurück. Mehr als Balfour hat auch der preußische Minister des Innern nicht beansprucht.

Die Times hatten jüngst in einer an den Aufenthalt des Königs Eduard in Paris anknüpfenden Betrachtung ausgesprochen, daß das englisch-französische Einvernehmen ohne Hintergedanken oder Argwohn gegen irgendeine Macht abgeschlossen worden sei, und daß jeder Macht der Beitritt zu der Erhaltung des allgemeinen Friedens offen stehe, „aber sie muß aufrichtig dieses gemeinsame Ziel verfolgen und durch ihre Haltung ein Vertrauen gewinnen, das wächst, das aber nicht auf

Verlangen hergestellt werden kann.“ Wohl als Kommentar dazu wird dann in der Fortsetzung des Artikels ausgeführt, daß die Japaner Deutschland, von dem sie so viel Nützliches gelernt hätten, gern lieben möchten, aber Deutschland habe für sie nur schöne Worte, die man für das nehme, was sie wert seien, schöne Worte könnten weder im Osten noch im Westen Freunde werben; die Äußerung des Grafen von Bülow sei wirklich komisch, daß Deutschland berechtigt sei, ein Vertrauen zu verlangen, das andre Nationen durch ihre Haltung erst zu verdienen hätten. Nun ist Graf Bülow allerdings von allen Deutschen der Bestgehaßte der systematisch deutschfeindlichen Times, bei der die Besorgnis zu herrschen scheint, daß die Japaner zu deutschfreundlich werden und geneigt sein könnten, Deutschland neben England als zweites Eisen in das Feuer der japanischen Politik zu legen. England sowohl wie Frankreich gehn auf eine völlige Isolierung Deutschlands aus. Aber trotz den Times und trotz dem Herrn Fitzgerald hat Deutschland vollen Anspruch auf Vertrauen, denn es hat trotz seinem starken Heer und seiner zeitweisen militärischen Überlegenheit vierunddreißig Jahre lang nicht nur Frieden gehalten, sondern auch Frieden geboten, obwohl seine höchsten militärischen Autoritäten wiederholt der Ansicht zuneigten, daß es richtig sei, eine militärische Überlegenheit auch auszunutzen. Sollte England aus Furcht den Fehler begehn wollen, den ein Menschenalter lang vermieden zu haben bisher ein unbestrittner Ruhmestitel der deutschen Politik unter drei Kaisern war?

Italiener mit nichtitalienischer Muttersprache. Es ist fast kaum bekannt, daß sich die gebornen Italiener ihrer Muttersprache nach einteilen lassen in Italiener, Franzosen, Schwaben, Walliser, Slowenen, Serben, Albanesen, Griechen und Katalanen.

Natürlich bilden die nicht italienisch sprechenden Italiener eine ganz verschwindende Minderheit; aber immerhin verdienen diese Sprachinseln eine liebevolle Beachtung, die sich zur Bewunderung für der Menschen zähes Festhalten an der überlieferten Muttersprache steigern muß, wenn diese Inseln ganz klein sind und in einer durchaus italienischen Umgebung von jeder Landesgrenze fern liegen, wie das bei den Katalanen der Fall ist.

Die Gesamtzahl der Seelen in den sämtlichen fremdsprachigen Gemeinden Italiens betrug am 10. Februar 1901, dem Tage der letzten Volkszählung, 770011; sie verteilten sich auf 168327 Familien, von denen 58982 eine nicht italienische Sprache als Muttersprache im täglichen Verkehr gebrauchen.

Die zahlreichsten Anhänger hat das Französische. Diese 97 Gemeinden liegen ausnahmslos in der Provinz Turin, und zwar in den Bezirken Aosta, Pinerolo und Susa. Bei einer Bevölkerungszahl von 130906 Seelen in 30401 Familien sprach man in 18958 Familien französisch. Während zum Beispiel in Pont-Saint-Martin von 362 Familien nur 6, in Perosa Argentina von 532 nur 7, in Norà von 165 nur 1 und in Borgone Susa von 368 nur 1 fremdsprachig waren, haben wir eine ganze Reihe von Ortschaften, die entweder völlig geschlossene französische Sprachinseln darstellen oder doch durchaus bedeutungslose italienische Durchsetzung haben. Das hier vom Volke gesprochne Französisch ist natürlich ein rauher Dialekt, der denen unsrer Gebildeten, die nur einige Trümmer ihres Gymnasialfranzösisch ins praktische Leben gerettet haben, völlig unverständlich ist.

Der schwäbische Dialekt ist in den Gegenden von Vicenza, Verona, Belluno und Udine zuhause und ist über die Brennerstraße eingedrungen. Es handelt sich dabei nur um sechs Gemeinden, deren genaue Angaben ich hierher setzen will:

| | Gesamtbevölkerung | Zahl der Familien | Zahl der schwäbisch sprechenden Familien |
|---------------------------|-------------------|-------------------|--|
| Asiago | 6389 | 1179 | 51 |
| Roana | 5023 | 969 | 534 |
| Selva di Progno | 2791 | 493 | 10 |
| Sappada | 1353 | 291 | 266 |
| Sauris | 844 | 127 | 127 |
| Paluzza | 3990 | 720 | 182 |
| Gesamtsumme | 20390 | 3779 | 1170 |

Der Walliser Dialekt ist ungefähr in derselben Stärke vertreten wie der schwäbische, verteilt sich aber auf 16 Gemeinden, die in das französische Sprachgebiet hineinragen, sodaß es Orte gibt, wo Familien mit italienischer, mit französischer und mit deutscher Muttersprache nebeneinander wohnen. Die Behörden haben in solchen Orten natürlich einen schweren Stand; doch sind eigentliche Beschwerden über die Unterdrückung einer Sprache durch die Regierung in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren nicht mehr laut geworden. Gressoney-Saint-Jean hat 949 Einwohner in 207 Familien; von diesen sprechen 197 Walliser deutsch und die übrigen 10 französisch. Hôme hat bei 1003 Einwohnern in 229 Familien 214 französisch, 2 deutsch und 13 italienisch sprechende Familien. Diese Mischung tritt aber nur in der Provinz Turin auf. Bei einer Gesamtzahl von 21455 Seelen in den in Frage kommenden Gemeinden und 5351 Familien sind 1102 Familien dem Walliser Dialekt treu geblieben.

In Friaul begegnen wir dem Slowenischen und in den Abruzzen (Chieti) dem Serbischen. Slowenen finden wir in 16 Gemeinden mit 42320 Seelen in 7503 Familien, unter denen 5734 slowenische sind. Unter diesen 16 Gemeinden sind 8, die dem Italienischen bisher noch keinen Eingang in die Familien gewährt haben; die Sprachinseln sind hier völlig geschlossen. Der Serben sind im Molise bei Larino und Lanciano wenige. In 3 Gemeinden von 9672 Seelen in 2218 Familien finden wir 1047 serbische Familien.

Die albanesische Sprache hat ihr Verbreitungsgebiet von den Abruzzen an südlich bis nach Sizilien (Palermo). Unter 58 Gemeinden gibt es allerdings nur 7, die der Sprache nach ganz geschlossen sind; die andern haben zum größten Teil eine überwiegend albanesische Bevölkerung, und nur 12 Gemeinden haben weniger als 20 albanesische Familien. Dadurch, daß gerade die Dörfer und die Städtchen mit kleinen fremdsprachigen Minderheiten große Familienzahlen aufweisen, ergibt sich, daß bei der Gesamtsumme der Familien eine so große Differenz herauskommt. Die Zahlen sind: 494197 Einwohner, 107162 Familien, davon 21554 albanesische.

Die Nachkommen der eingewanderten Griechen, die Väterart noch bewahrt haben, sitzen alle in Kalabrien in 15 Gemeinden mit 40330 Seelen. Sieht man von Castrignano del Capo ab, wo unter 851 Familien nur noch 1 griechische ist, und von Palazzi, wo das Verhältnis 840 zu 42 ist, so finden wir in den übrigen solche Mehrheiten von Griechen, daß man fast nach der Sprache von geschlossenen Gemeinden reden könnte. Denn rechnet man von der Familienzahl von 9666 die eben festgestellten $850 + 798 = 1648$ nichtgriechischen ab, so bleiben 8018. In 13 Gemeinden sind nun unter 8018 Familien 7362 griechische; die fremdsprachige Bevölkerung ist also noch kaum von andern Elementen durchsetzt.

Endlich finden wir in der Provinz Sassari die Bischofsstadt Alghero, die 10741 Einwohner zählt und unter deren 2247 Familien 2055 hat, die Katalanisch sprechen. In den Eigennamen finden wir die Abstammung vielfach noch ausgedrückt. Der Delrio gibt es eine ganze Menge; Salinas, Cortassa, Petretto, Serra, Loris usw. wechseln mit den echt sardinischen wie Cadeddu, Giau, Brundu und ähnlichen. Andre Orte mit katalanischer Bevölkerung finden sich keine mehr.

Die eingangs angeführten Gesamtsummen setzen sich demnach folgendermaßen zusammen:

| | | | | |
|-------------------|-------------------|-------------------------|--------|---|
| Französisch . . . | 130 906 Seelen in | 30 401 Familien, wovon | 18 958 | französisch sprechen |
| Deutsch . . . | 41 845 " " | 9 130 " " | 2 272 | deutsch " |
| Slawisch . . . | 51 992 " " | 9 721 " " | 6 781 | slawisch " |
| Albanesisch . . . | 494 197 " " | 107 162 " " | 21 554 | albanesisch " |
| Griechisch . . . | 40 330 " " | 9 666 " " | 7 362 | griechisch " |
| Katalanisch . . . | 10 741 " " | 2 247 " " | 2 055 | katalanisch " |
| Summe . . . | 770 011 Seelen in | 168 327 Familien, wovon | 58 982 | nicht italienisch als Muttersprache sprechen. |

Grundriß einer Seinswissenschaft von H. G. Dpiß. Zweiter Band: Wesenslehre. Leipzig, Hermann Haacke, 1904. Die beiden Abteilungen des ersten Bandes, der die Erkenntnis- und Willenslehre als die beiden Glieder der Lehre von den Erscheinungen behandelt, haben wir im vierzigsten Heft des Jahrgangs 1898 und im sechzehnten Heft des Jahrgangs 1900 angezeigt. In den ersten Kapiteln des vorliegenden Bandes wird die Methode der Wesenslehre dargelegt. Diese sei die spekulative; sie habe von den Erfahrungsstatsachen, die ihr die Beobachtung der Erscheinungen liefert, auszugehen und mit logischen Operationen aus dem Bekannten das gesuchte Unbekannte zu erschließen. Das Verfahren müsse streng wissenschaftlich bleiben, dem Gemüt dürfe keinerlei Mitwirkung erlaubt werden, und dem Traum von einer unmittelbaren, intuitiven Erkenntnis des Wesens der Dinge müsse man entsagen. Dann wird gezeigt, wie die Wesenslehre auf streng wissenschaftlichem Wege die Widersprüche der Erscheinungswelt (die Verschiedenheiten der Qualität und der Quantität, die Gegensätze von Stoff und Kraft, von Körper und Geist, von Urkraft und Erscheinung) aufhebt und zum All-Einen gelangt, das die Mannigfaltigkeit zur Einheit verknüpft. In der angewandten Wesenslehre dann wird versucht, aus dem All-Einen die Welt zu erklären. Eine scharfe Kritik der ältern Systeme der Metaphysik macht den Schluß. In der ersten Anzeige haben wir gesagt, dieser Grundriß der Seinswissenschaft verspreche ein vortreffliches populäres Lehrbuch der Philosophie zu werden, und haben das Lob in Beziehung auf die Willenslehre wiederholt. Auch der Schlußband befriedigt in zwei Beziehungen. Er vollzieht sehr gut die Aufhebung der Widersprüche, beantwortet unter anderm sehr schön die Frage, inwieweit die Geistesstätigkeit dem Gesetz der Erhaltung der Kraft unterworfen sei. Man habe zu unterscheiden zwischen den Seelenvorgängen, die Einwirkung auf die Außenwelt, durch Muskelspannung, zum Zwecke haben, und den höhern Tätigkeiten, mit denen sich der Mensch eine innere Welt aufbaut. Die ersten sind vollständig in den sich selbst erhaltenden Ring der beständigen Umwandlung einer Energieform in die andre eingeschlossen. Die andern bewirken nur unbedeutende Veränderungen im Gehirn, haben aber an sich mit der Körperwelt und ihren Gesetzen nichts zu schaffen, sondern folgen ihren eignen Gesetzen. Sodann befriedigt die angewandte Seinslehre dadurch, daß sie die wesentlichen Glaubenslehren der christlichen Religion bestätigt.

Dagegen dürfte der Verfasser irren, wenn er alle seine Beweise für zwingend hält und glaubt, seine Ergebnisse könnten nur auf dem von ihm eingeschlagenen Wege erreicht werden. Die Zurückführung der sekundären Qualitäten der Dinge auf eine einheitliche Ursache: Gruppierung und Bewegung qualitätsloser Atome, geht auf eine viel einfachere Weise vor sich, als in der er die Verschiedenheit der Qualitäten aufhebt, nämlich durch die einfache Überlegung, daß der Ton ohne Hörende, die Farbe ohne Sehende, der Duft ohne Riechende, die Wärme oder die Weichheit ohne fühlende Seele gar keinen Sinn hat, daß demnach diese Qualitäten nur unserm Bewußtsein zukommen, nicht den Dingen, die unsre wechselnden Bewußtseinszustände hervorrufen. Anders ist es mit den primären Qualitäten. Daß die schwingenden Atome außer und neben einander liegen, also einen Raum füllen, daß ihre Schwingungen aufeinander folgen, also die Zeit schaffen, ist keine Eigentümlichkeit unsers Bewußtseins, sondern eine von uns unabhängige Wirklichkeit an sich. Und auch im vorliegenden Bande hat uns Dpiß nicht davon überzeugt, daß der Raum etwas rein subjektives sei, und daß die Mathematik ihr Lehrgebäude „fern aller Wirklichkeit“ aufbaue, der Verstand sie, ohne Erfahrung und Anschauung, nach dem Gesetz des Widerspruchs rein aus sich selbst entwickle. Es gibt ganz geistreiche Leute, die schlechtin unfähig sind, den Nerv eines geometrischen Beweises zu erfassen, und die sich das, was sie an mathematischen Vorstellungen und Begriffen haben, nur durch Anschauung erworben haben. „Was wir zählen, sind gar nicht die Gegenstände, sondern unsre Denkkette.“ Wenn ein Junge die zehn Birnen zählt, die er dem Nachbar vom Baume gemauft hat, so sind es ja selbst-

verständlich seine Vorstellungen — Denkfakte kann man sie nicht wohl nennen —, die er zählt, aber nicht bloß er, sondern auch der Philosoph wird sich schwerlich einreden lassen, daß der zehnfachen Vorstellung „Birne“ nicht zehn nebeneinander liegende wirkliche Birnen entsprächen. Und wenn sie ihm, nachdem er sie verspeist hat, als Nachtsich zehn Hiebe eintragen, so zählt er freilich zehn aufeinanderfolgende Schmerzempfindungen, aber wiederum fällt es niemand ein zu leugnen, daß diese Empfindungen durch zehn aufeinanderfolgende und von der Psyche des kleinen Spitzbuben nur allzu unabhängige Armbewegungen eines Stärkers verursacht sind. Unter den Druckfehlern sind uns besonders folgende aufgefallen. Seite 82 Zeile 6 von oben: Urkunft (Urkraft); Seite 117 Zeile 17 von oben: Vorzüge (Vorgänge); Seite 167 Zeile 3 des zweiten Absatzes: Wissenslehre (Wesenslehre). Das oft vorkommende Wort „nurgedacht“ scheint „eben oder oben erwähnt“ bedeuten zu sollen.

Berichtigung. In meinem Aufsatz „Überseeische Telegraphenverbindungen“ habe ich unter den Begründern der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft auch die Deutsche Bank und die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft genannt. Beide sind jedoch, wie ich nachträglich von maßgebender Stelle erfahre, finanziell an dem Unternehmen nicht interessiert, weshalb ich mich veranlaßt sehe, meine dahingehenden Angaben (Grenzboten Nr. 15 S. 81) hiermit richtigzustellen.

Th. Kenschau

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wtlh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist

nach beste M der Zähne u

Odol

1/4 Flasche: 1,50

Garantierter Inhalt: 85 cubiccm. Odol.

Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.